

Einleitung: Bausteine zum Campus. Zu den wissenschaftlichen Positionen des Bandes

Der Campus ist einerseits ein spezifisch definierter Raumtypus, andererseits ein weites Feld. Es kann nur, um im Bilde zu bleiben, mit Hilfe unterschiedlicher *tools* bestellt werden, und um es zu vermessen, sind unterschiedliche Blickpunkte einzunehmen. Beides versuchen die in diesem Band versammelten Beiträge. Sie schauen auf markante Beispiele für Campusse nicht nur aus im engen Sinne architekturhistorischen Perspektiven – mit ihrem klassisch Fokus auf dem Objektbestand, seiner Entwurfs- bzw. Baugeschichte –, sondern auch aus denjenigen von Raum- und Stadtplanung. Sie analysieren politische Programme, institutionelle Selbstentwürfe, ideologische Aufladungen und kritische Wahrnehmungen. Bedacht werden auch räumliche und diskursive Kontexte sowie mediale Dimensionen des Gebauten – etwa Bezüge zur Sprache, zur Bildlichkeit wie auch zu den Apparaten moderner Informationsverarbeitung. So kann, das ist die Hoffnung, ein zumindest loser Eindruck von der Komplexität des Konzeptes *Campus* vermittelt werden. Ein Gesamtbild hingegen liegt weit außerhalb der vom Band angestrebten Reichweite. Gerade beim Campus gilt: Das, was sich jenseits des Horizontes verbirgt, erstreckt sich viel weiter als das Überschaubare und Erfasste.

Der *Wissenschafts*-Teil des Band wird – nach einer Einführung in Facetten von Campus-Konzepten von Markus Dauss – mit einem Blick auf die britische Insel eröffnet, Wiege der *college*-Kultur. Stefan Muthesius widmet sich der Frage, wie dort in den sog. *New Universities* nicht nur die autochthone *college*-Typologie, sondern auch die der als amerikanisch geltenden Campus-Universität verarbeitet wurde. Diese Institute entstanden in den 1960er Jahren als Manifeste des englischen Wohlfahrtsstaates. Dabei ging es nicht nur um taugliche Strukturen für eine ungekannte Masse an Studierenden, sondern auch um eine symbolische Transformation der althehrwürdigen, ja elitären *Oxbridge*-Tradition – die den demokratischen Leitideen der Gemeinschaftsstiftung und Kommunikation angepasst wurde. Letztere sollten in den sieben neuen Universitäten mit architektonischen Mitteln der Ensembleplanung angeregt werden, sich aber doch auch

in informellem Rahmen frei und spontan entfalten. Verbindende Wege mit Schnittstellen und Begegnungspunkten galten dabei als Mittel, die traditionelle Isolation von *colleges* zu durchbrechen und nun strukturiert auf die erforderlichen Dimensionen eines Campus zu öffnen. Zugleich wurden die neuen Anlagen auch mit Schlüsselbegriffen der visionären Stadtplanung der Zeit belegt, etwa *cluster* oder *megastructure*. Emanzipatorische Aufladung und großmaßstäblicher Zugriff galten dabei als komplementär – eine heute so nicht mehr gültige Gleichung.

Lil Helle Thomas betrachtet die architektonischen und raumplanerischen Konzepte, mit denen in den 1950er Jahren für die 1948 gegründete Universität des Saarlandes über 4 km vom Saarbrücker Zentrum entfernt ein Campus erstellt wurde. Mit der im damals politisch teilautonomen und ökonomisch eng mit Frankreich verflochtenen Saarland gegründeten Hochschule liegt ein interessanter Sonderfall vor: Zu behausen war eine akademische Institution, die, eng an den westlichen Nachbarn gebunden, einen dezidiert europäischen Anspruch zu vertreten hatte. Wie ließ sich vor diesem Hintergrund mit dem übernommenen Bestand von Kasernen aus der NS-Zeit umgehen? Inwieweit standen die Ausbauprogramme der Nachkriegszeit im Zeichen der Absetzung davon? Nahm in ihnen wirklich, wie als Anspruch im Hintergrund stehend, das zeitbedingte Dogma ‚demokratischen‘ Bauens Gestalt an? Und wie nachhaltig waren Intention und Konzepte, aus dem Saarbrücker Campus buchstäblich einen ‚europäischen Hochschulraum‘ *in nuce* zu machen? Nicht zuletzt ist auch zu fragen, was das für die heutige Positionierung der Universität im *Saar-Lor-Lux*-Gebiet bedeutet.

Die drei folgenden Beiträge widmen sich den jüngeren Umstellungen in Frankfurt am Main, die Mitauslöser für unsere Beschäftigung mit Campuskonzepten waren.

Bettina Marten und Markus Dauss untersuchen den Campus als architektonisch gefassten Sozialraum („Soziotop“), der auf die Tradierung und vor allem Transmission von Wissen angelegt ist. Ihr Beispiel ist dabei eben die Frankfurter Universitätsarchitektur der Nachkriegszeit, deren Nutzung in absehbarer Zeit enden wird. Der Re-Emigrant Ferdinand Kramer hatte die Bauten ab 1952 im Stadtteil Bockenheim, dem Standort der Universität Frankfurt seit ihrer Gründung, erstellt. Ein Gebot dabei war, sich spezifisch vom repräsentativen ‚Wissenschaftsschloss‘ des historistischen Jügelhauses, Keimzelle der Universität, wie auch allgemein vom NS-Monumentalismus abzusetzen. Im Gegensatz dazu verfolgte der Universitätsbaudirektor bei seinen Campusplanungen und Instituten wie Zentraleinrichtungen dezidiert ‚moderne‘ Leitbegriffe: Ganz oben standen Flexibilität, Variabilität und Multifunktionalität. Sie galten nicht nur als Werte einer funktional determinierten Architektur. Vielmehr sollten sie auch als Träger eines demokratisierenden Effektes fungieren, den eine durch Leichtigkeit und Offenheit stimulierende Lernumgebung zu erzielen hatte. An diesem Beispiel, die Institution *Universität* und ihre Räume

weniger statisch, sondern dynamisch aufzufassen, lässt sich zudem ein entscheidender Kulturtransfer aufzeigen: Kramer orientierte sich am Konzept des amerikanischen Campus, auch wenn er vom anfangs diskutierten Vorschlag abrückte, den Campus auf einen peripheren Standort zu verlegen. Ein konkretes Vorbild war das vom Emigranten Mies van der Rohe geschaffene Ensemble für das *Illinois Institute of Technology* (IIT), eine Inkunabel des modernen Hochschulbaus in der Peripherie von Chicago. Der IIT-Campus war landschaftlich geöffnet (auf die *Plains*), zugleich aber als Reproduktion des urbanistischen Rasters der umgebenden Metropole angelegt wie auch auf deren Strukturen bezogen. Bei der Transposition dieses Modells auf den etablierten Frankfurter Standort hatte Kramer sich auf limitierte räumliche Ressourcen einzustellen. Er fand dabei u. a. zu einer Hochhauslösung – einer der auffallendsten, aber nur begrenzt nachhaltigen Erweiterungen der Typologie des Hochschulbaus.

Der Beitrag von Helen Barr wendet den Blick von den Planungen und Realisierungen hin auf deren Wahrnehmung. Sie analysiert also den von Marten und Dauss vorgestellten Campus als einen mentalen wie auch sprachlich verfassten Plot. Barr zeigt in ihrer Lektüre der Diskurse der 1950er und 1960er Jahre, wie der Frankfurter Nachkriegs-Campus in der damaligen Architekturkritik und -publizistik gesehen wurde. Dabei wird über zentrale Begrifflichkeiten die Einbindung in die zeitgenössischen, häufig polemischen Debatten um die Konzepte des Wiederaufbaus im Nachkriegsdeutschland anschaulich. Rationalität und Uniformität – als Kramers Bauten zugeschriebene Größen – werden dabei bereits kritisch hin- und her gewendet. Vor allem artikuliert sich aber, mal mehr, mal weniger manifest, dass auch im Hochschulbau die damalige jüngere Vergangenheit Deutschlands als eine Art historische Schwelle präsent ist. Die NS-Zeit wird dabei im Hinblick auf Kontinuitäten wie Zäsuren, sowohl retrospektiv wie prospektiv, beäugt, wodurch sich eigentlich schon ein komplexes Bild von architektonischer Moderne abzeichnet. Es findet seine Entsprechung in einer vielfältigen, häufig doppelt codierten Sprache der damaligen Akteur*innen und Diskutant*innen.

Auch Markus Dauss untersucht Bauten der Universität Frankfurt, und zwar das Ensemble, das nach 2001 sukzessive auf dem *Campus Westend* entstanden ist. Er liest es als *corporate architecture* einer Hochschule, die sich architektonisch wie vor allem medial-kommunikativ neu entwirft. In den begleitenden Diskursen wurde nicht nur institutionell, sondern auch im Hinblick auf die räumliche Artikulation der Bezug zu amerikanischen Campus-Universitäten bzw. zum Prestigemodell der *Ivy-League*-Universitäten hergestellt – ein rhetorischer Shortcut, der in vielem mehr Ausdruck von Wünschen als Realitäten ist. Die Ironie besteht darin, dass zeitgleich zum Ausbau des Standorts im Westend der gestalterisch tatsächlich amerikanisch inspirierte *Campus Bockenheimer*, wie von Marten und Dauss gezeigt, nicht nur physisch, sondern auch als symbolische Referenz verfällt. Zudem ist seine Überschreibung mit einem ‚Kultur-Campus‘-Konzept bereits seit 2003

bzw. 2010 programmiert. Im Westend hingegen dominiert stattdessen eine viel beschworene Anknüpfung an das IG-Farben-Gebäude Hans Poelzigs (1928–31), das seit der Jahrtausendwende umgenutzt wird. In das Design der Unternehmenszentrale waren zwar auch amerikanische Vorbilder eingeflossen, allerdings solche aus dem Verwaltungsbau. Aber gerade dann, wenn man die Ausbautranchen in den Grünzonen des Westends nicht nur mit dem Nachkriegscampus in Bockenheim, sondern auch mit dem umgenutzten *historischen* Monument am Standort abgleicht, fallen signifikante Unterschiede ins Auge. Deren Bedeutung aber wird wiederum dann klar, wenn man den Wandel des urbanen Kontextes mit betrachtet: Die Konnotation des ‚hochwertig‘ konnotierten Stadtteils Westends ist eine ganz andere als diejenige Bockenheims, was dem Selbstentwurf der Goethe-Universität als ‚Bürgeruniversität‘ eine spezielle Note verleiht.

Der Beitrag von Reinhold Martin verlässt den europäischen Orbit: Er fokussiert amerikanische Campusse ab dem Zweiten Weltkrieg, also Räume, deren Entstehung ungefähr zeitgleich mit dem Frankfurter Campus in Bockenheim ansetzt. Martin hat dabei die Diffusion des *Campus*-Begriffes im Blick: In den USA benennt *Campus* schon seit den 1940er Jahren auch die Ensembles, in denen unternehmerisch oder sogar militärisch verwertbares Wissen hergestellt wird. Unter dem Schlagwort der *multiversity* versuchten forschungsstarke Universitäten nun, in Analogie zu diversifizierten ‚Multis‘, *joint-ventures* mit entsprechenden Akteur*innen herzustellen. Sie entwarfen als Schnittstelle Forschungs-Campusse, an denen häufig auch Menschen und Maschinen interagierten. Auch für Unternehmen selbst wurde im gleichen Zeitraum die Ressource *Wissen* strategisch immer relevanter – zentraler als die Verfügung über physische Kräfte. Folglich lehnten sie sich bei der Gestaltung von Environments, an denen moderne Wissensarbeiter tätig werden sollten, an etablierte Campus-Modelle an. Sie optimierten sie aber zugleich unter den Gesichtspunkten neuer Techniken der maschinellen Informationsverarbeitung, aber auch der Arbeitsergonomie, um ihrem Personal ein produktives Umfeld zur Verfügung zu stellen. Martin betrachtet daher nicht allein die Architektur, sondern den Verbund architektonisch gestalteter Räume, Umgebungen, Apparate und Menschen als integrierte Medienkomplexe. In ihnen steht ein von vielen Mühen befreiter, vernetzter Wissensarbeiter im Zentrum – zumindest scheinbar befreit, denn er lässt sich zugleich als purer Annex dieser Komplexe betrachten und ist weiterhin an Weisungen gebunden, ja muss sogar fragwürdige Programme exekutieren; Martin zeigt dies an der Atomforschung oder der chemischen Industrie. Selbst als pfleglich, ‚human‘, behandelte Ressource bleibt der moderne Wissensarbeiter letztlich austauschbar. Das verbindet ihn mit seinem absoluten Gegenbild, dem depravierten Industriearbeiter, der Anlagen und Infrastrukturen am Laufen hält oder an subalternen Stelle in Medienkomplexen seinen *Maintenance*-Dienst tut. Martin untersucht, wie Campus-Architekturen an der Produktion entsprechender

Dialektiken und Asymmetrien – darunter auch Genderhierarchien – beteiligt und damit in die Sündenfälle der Moderne verstrickt sind. Vor dem Hintergrund von Martins Ausführungen bekommt die rhetorisch beschworene Adaption des amerikanischen Campusmodells im Westend (vgl. Beitrag Dauss) eine zusätzliche Brisanz.

Martins Aufsatz ist in der englischen Originalversion und in deutscher Übersetzung enthalten.